

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Inserate werden die gespaltene Petitzeile mit 1 Rgr. berechnet.

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend = Zeitung.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Viertes Jahrgang.

No. 22.

Donnerstag, den 25. Mai.

1854.

Wenn unter halberstickten Worten
Leisathmend Lipp' auf Lippe brennt,
Als wären hier und aller Orten
Ein Leben wir, das nie sich trennt

Dann fühl' ich seltsam, frühlingöklare
Gefühle durch die Seele ziehn,
Vor denen wildverrauschte Jahre
Wie bleiche Schattenbilder fliehn!
(Adolf Böttger.)

Die Emancipirten.

Zeitnovelle

von

Minna Wauer.

(Fortsetzung.)

6.

Lange mußte Sidonie das Bett hüten, und als sie es endlich wieder verlassen konnte, war der Frühling bereits herbeigekommen mit seinen lustigen Sonnenstrahlen, mit seinen Blüten, Düften und Liedern. Inzwischen hatte die Krankheit der Gattin Heinrich so sehr geängstigt und erschüttert, daß er am Ende derselben schwächer und angegriffener war, als die Reconvalescentin selbst. Elison beunruhigte sich mehr über diese immer zunehmende Schwäche des Freundes, welche mit einer tiefen Melancholie verknüpft war, als er es über Sidoniens ganze Krankheit gethan, denn Sidonie war kräftiger und gesunder Natur, Heinrich aber von Haus aus schwach und kränklich. Der junge Arzt war durch diese Sorge um seinen liebsten Freund gezwungen, viel in dessen, zugleich aber auch in Valerians Nähe zu sein. Sein Benehmen gegen sie war schlimmer als kalt: er ignorirte sie. Sie that viele Wochen lang, was sie ihm nur aus den Augen zu lesen

vermochte, aber er bemerkte es nicht. Der Kummer und tiefe innere Schmerz darüber, bleichte ihre Wangen und griff ihre Gesundheit überhaupt sichtbar an, sie ging gar nicht mehr aus und beschäftigte sich im Hause nur mit den Angelegenheiten der Wirthschaft, ließ sich von Leonie (jetzt Frau Affessorin Wild) in allem dazu gehörenden unterrichten und lernte schnell. Auch versäumte sie nie, das Gelernte vor Elisons Augen zu produciren, allein sie sah bald, daß all ihre Bemühungen vergeblich waren: sie war für ihn gar nicht in der Welt. Dennoch gab sie die neue Weise nicht wieder auf, sie wurde stiller und resignirter. Sie jagte sich, daß sie durch ihren Trost, durch ihre Verblendung, ihr Unglück selbst herbeigeführt und daß ihr nun nichts übrig bleibe, als es mit Fassung zu tragen. Das that sie, aber der innere nagende Schmerz des Selbstvorwurfs zehrte an ihrem Leben. Elison täglich zu sehen und nie einen freundlichen Blick, nie ein Wort der Theilnahme zu empfangen, das waren Qualen, die denen der Verdammten, selbst in Dante's Hölle, gleich kamen. Gewiß, die schöpferische Phantasie des großen Florentiners hätte keine furchtbarere Strafe für ein trotziges und eigenfinniges Weib zu erfinden vermocht, als die war, welche Valeria litt. Dennoch zitterte sie, sobald

Elison einen Tag ausblieb. Als Sidonie zu genesen begann, kam der junge Arzt manchmal nur alle zwei Tage, dann wuchs Valeriens Sehnsucht zu einer Höhe, ihr Schmerz erreichte eine solche Schärfe, daß sie es kaum zu tragen vermochte. Alles läßt sich tragen: Born, Strafe, selbst das Furchtbare: schweigende Kälte, wenn man sie nur sehen kann. Aber dem zürnenden Geliebten fern zu sein, dies ist etwas, das man nicht zu leiden vermag. Das Leben liegt in einer solchen Zeit erdrückend auf uns. Jeder Athemzug ist beengt, das Herz erfüllt von einer Angst, die zerstörend auf Geist und Seele einwirkt. In einem solchem Zustande befand sich Valerie in den Tagen, wo Elison ausblieb. Tausendmal nahm sie sich vor, ihn um Verzeihung des Vorgefallenen zu bitten, aber wenn er kam, schreckte sie sein eisig-kaltes Gesicht stets zurück. Sie ersuchte endlich Sidonie, an ihrer Statt Elison um Vergebung zu bitten. Die Schwester, welche großen Kummer über Valeriens Leiden empfand, übernahm dieses eben so unangenehme als zarte Geschäft. Sie begann mit Valeriens krankem Aussehen und äußerte ihre Besorgniß darüber, fand aber bei Elison keinen Anklang damit. Dann ging sie weiter, lobte Valeriens vortheilhafte Veränderung in Hinsicht ihres Wesens, und als auch endlich dies den Doktor kalt ließ, kam sie mit ihrem Auftrage und Valeriens Bitte heraus. Etienne schwieg lange, Sidonie bat ihn um eine Antwort.

„Was soll ich Ihnen darauf erwiedern?“ sagte der so Bestürmte finster. „Warum spricht Valeria nicht selbst?“

„Ihre Kälte stößt sie ab.“

„Die ihr Benehmen doch nur erzeugt hat. Sagen Sie ihr: es sei zu spät!“

„O lieber Doktor, Sie tödten mir die Schwester!“

Elison zuckte die Achseln und entgegnete: „Valerie hat es so gewollt, was härt sie sich nun? Sie mußte wissen, daß es dahin kommen würde, wie sie es trieb. Nun ist alles vorbei, sie soll mit Ruhe tragen, was sie herbeigeführt.“

„So lieben Sie die Arme nicht mehr?“

„Lassen wir das! Sprechen wir nicht mehr von verlorenen Spielen! — Ich kam, um Ihnen zu sagen, daß Heinrich nothwendig diesen Sommer auf

dem Lande verleben muß, um in frischer, freier Luft sich ergehen zu können und seine Gesundheit herzustellen, auch ist es nöthig, daß er an der Majestät der Natur seinen erschöpften Geist emporrichte. Ich habe ihm das bereits vorgestellt, doch er verweigert es zu thun.“

„Und warum, aus welchem Grunde?“ fragte Sidonie. „Ich weiß, daß er das Landleben liebt und früher immer dafür schwärmte.“

„Er fürchtet, Sie möchten mit diesem seinem Wunsche nicht übereinstimmen, und dadurch, daß sie ihn erfüllen, zu viel verlieren.“

„Gott! welch ein abscheulich-lieber Mann!“ rief Sidonie gerührt. „Doch lassen Sie mich nur machen.“

Sie sann einen Augenblick nach, dann sagte sie: „Es ist heute schönes Wetter, fahren wir hinaus.“ —

Heinrich beschleunigte durch sein Erscheinen ihren Plan. Sie ging ihm entgegen, umfaßte ihn und sagte: „Heinrich, ich habe eine Bitte an Dich.“

„Sie ist schon erfüllt, wenn es nämlich in meiner Macht liegt, sie zu erfüllen.“

„Gewiß liegt es in Deiner Macht. Sieh das schöne Wetter! Ich möchte gern hinaus ins Freie! Laß uns auf irgend ein Dorf in der Nähe fahren, dort wollen wir Mittagbrod essen und bis zum Abend bleiben!“

Ein Schimmer von Freude flog über Heinrichs trübes Gesicht. Sidonie bemerkte ihn und sagte, da er schwieg, noch zärtlicher: „Liebes Herz, erfülle meine Bitte, Du sollst sehen, wie gut wir uns amüsiren!“

„Wie kannst Du denken, daß ich mich weigern würde, Dir einen Wunsch zu gewähren. Laß uns fahren wohin Du willst. Du Etienne begleitest uns doch?“

Elison schlug es ab, unter dem Vorwande eines wichtigen Geschäftes, inzwischen war es nichts als die Furcht heute mit Valeria zusammenzukommen.

Als Valeria hörte, Etienne sei nicht bei der Partie, weigerte sie sich ebenfalls mitzufahren. Sidonie verschwieg ihr aber noch das Resultat ihres Gesprächs mit dem Doktor, sie wollte ihr, wenn

sie es ihr mitgetheilt, nahe bleiben zu Trost und Stütze.

Die beiden Gatten fuhren nun allein. Es war ein wundervoller Tag. Die Luft war so mild und als man hinaus kam ins Freie, so reich mit Düften geschwängert; die Sonne schien erquickend und nur leise, wie scherzend spielte ein Lüftchen mit Sidoniens jetzt zu Locken gekräuselttem blonden Haar, mit ihrem feinen Schleier. Heinrich saß träumerisch in einer Ecke des Wagens und mit der tiefen Melancholie auf seinem Antlitz kämpfte der Ausdruck eines innigen Wohlbefindens. Sidonie ließ ihn gewähren, sie schwieg ebenfalls, aber sie beobachtete ihn genau. Endlich befand man sich mitten im Walde, wo vor einem Försterhause der Wagen hielt. Sidonie trat ins Haus und fragte nach der Försterin. Eine kleine, freundliche Frau erschien.

„Guten Tag meine liebe Frau Försterin! Wir möchten gern für diesen Tag Ihre Gäste sein, geht das wohl an?“

Die kleine Frau sah die fremde Dame erstaunt an, endlich sagte sie lächelnd: „Ja meine liebe Dame, ich bin aber auf so vornehme Gäste nicht eingerichtet. Ueberhaupt nicht auf Gäste. Obgleich der Wald unbeschreiblich schön ist, so kommen doch wenig Fremde hierher. Wenn Sie also sich mit dem, was ich Ihnen anbieten kann, begnügen wollen, so werden Sie mir sehr angenehm sein.“

„Wir begnügen uns!“ sagte Sidonie. „Nehmen Sie uns nur an.“

„Sehr gern! So will ich Ihnen also nur schnell ein Mittagbrod bereiten, Sie werden gewiß hungrig sein.“

Während die Försterin in der Eile ein frugales Mahl bereitete, wanderten beide Gatten in den Wald hinaus, der, aus lauter Laubholz bestehend, wirklich unbeschreiblich schön war. Der Frühling hatte das erste Grün hervorge lockt, es prangte noch in ganzer wundervoller Frische. Der grüne Teppich des Moores glich dem schönsten Sammet und strömte seinen eigenthümlichen Duft durch die ganze Atmosphäre. Zahllose Vögel wetteiferten im Gesange, und Bienen und Käfer summteten fröhlich durcheinander. Heinrich war entzückt, sein Auge strahlte von Glück, er athmete tief und sog die kräftige, gewürzige Waldluft mit langen, durstigen Zügen

in sich hinein. Aber er war still und vermochte nicht zu sprechen, er drückte nur immer Sidoniens Hände oder umschlang sie zärtlich und preßte seine brennenden Lippen ihr auf Hals, Stirn, Mund und Hände. Erschöpft von der ungewohnten Bewegung sowohl, als von der Aufregung aller Gefühle, setzte er sich endlich auf das Moos nieder und lehnte sich an eine alte Eiche, welche eben begann, ihre ersten braun-grünen Blättersprossen zu entfalten. Sidonie hüpfte umher und suchte Blumen zu einem Kranz. Sie war unbeschreiblich lieblich anzusehen in ihrem einfachen, weißen Mullkleide, so ohne allen Schmuck, als den ihrer eigenen Schönheit: wie die gazellenähnliche, graziose Figur leicht und lustig umherschwebte, wie ihr Gesicht von Freude und Liebe strahlte, ihre von der Krankheit noch bleichen Wangen sich allmählig rötheten und das blonde Lockenhaar die weiße Stirn und den Nacken umwallte. Heinrichs Augen folgten jedem ihrer Schritte.

„Komm! Komm!“ rief er endlich verlangend aus, indem er ihr die Arme entgegenbreitete. Ich fürchte Du entschwebst mir sonst, meine Sylphide; komm, laß mich Deine Flügel binden!“

Sie sprang herbei, warf alle die im Kleide gesammelten Blumen vor ihm nieder, schlang, an seiner Seite hinkniend, ihre Arme um ihn und sagte zärtlich: „Sie sind längst gebunden durch die Liebe.“

Er küßte ihr Haar, ihre Augen und bat: „Bleib bei mir!“

Seinem Wunsche gern entgegenkommend, setzte sie sich an seiner Seite nieder und begann ihren Kranz; er reichte ihr Blumen zu. Da erscholl die Stimme der Försterin, welche zum Essen rief.

„Ach,“ sagte Heinrich, „wie schade, es ist hier so hübsch!“

„Warte hier!“ rief Sidonie fortspringend. Es währte nicht lange, als sie, eine Terrine mit Milch im Arme, wieder zurückkam. Die Försterin folgte mit Brod, Tellern und dem übrigen Tischgeräth, der Förster und der Kutscher brachten Tisch und Stühle und so war in wenigen Minuten die Tafel servirt. Sidonie rieb Brod und bereitete eine köstlich, erfrischende Schaale. Heinrich aß, so bedient, mehr als je in der Stadt. Sie schälte ihm die

Gier ab, schnitt ihm den Schinken vor und aß selber mit so großem Appetit, wie sonst nie.

„O Gott,“ sagte Heinrich, „welch ein Götterleben ist dies! Daß dieser Tag doch nie zu Ende ginge!“

Schnell auf seinen Wunsch eingehend, fragte Sidonie: „Wie wär's, wenn wir hierher zögen? Der Förster hat noch vier unbefetzte Zimmer im ersten Stock, da könnten wir herrlich wohnen.“

Eine freudige Röthe flog einen Augenblick über das Gesicht des jungen Mannes, dann aber schüttelte er traurig das Haupt und sagte: „Nein, es geht nicht.“

„Und warum nicht? Was versäumen wir in der Stadt?“

„Laß das! Sprechen wir nicht mehr davon. Es geht nicht.“

„Gieb mir doch Gründe!“

Er schüttelte den Kopf und schwieg.

„Du bist höchst sonderbar!“ sprach Sidonie empfindlich. „Ich bin böse Heinrich.“

„O, das bist Du gewiß nicht mehr, wenn ich Dich recht bitte, es nicht zu sein!“ Er umfaßte sie und wollte sie küssen, sie aber wandte den Kopf fort.

„Sidonie!“ rief er verlegt. „Du thust mir weh!“

Es zuckte über sein Gesicht ein von ihr noch nie gesehener Ausdruck von Born und Schmerz, der sie erschreckte und sie ihre Empfindlichkeit schnell aufgeben ließ.

„Es war nicht böse gemeint! Vergieb!“ sagte sie und er, eben so schnell zur Vergebung geneigt, forderte nun den versagten Kuß doppelt ein, welcher jetzt nicht mehr verweigert wurde. Sidonie schwieg einstweilen von der Streitsache, es fiel ihr aber durchaus nicht ein, sie aufzugeben. Sie fühlte sich hier in dieser wunderbar, schönen Natur zum ersten Male frei von all den Fesseln der Mode und des Vorurtheils, von all den Verzerrungen der Stadt und ihrer Gebräuche. Sie fühlte zum ersten Male die ganze Würde des Menschenthums, die ganze Erhabenheit ihres weiblichen Berufs. Sie sah ihren Gatten froh und glücklich und empfand, daß, wäre er dies in einer Wüste gewesen, sie ihm freudig dahin gefolgt sein würde. Die Vergnügungen und Zerstreuungen der Stadt kamen ihr klein und er-

bärmlich vor gegen diese reinen Genüsse; sie begriff nicht, wie aus ihr irgend Großes, Erhabenes hervorgehen könne, so gedrückt, so tief unter ihrer jetzigen gehobenen Stimmung schien ihr der Geistesflug in den Städten dahin zu gehen. Weniger partiell, aber gleich rein und hoch empfand Heinrich den Einfluß der Natur, er ließ der Stadt und ihren Vollkommenheiten gern Gerechtigkeit wiederfahren, aber ihm war die Natur allein die ewig verjüngende ewig erhebende, belebende Göttin. Ihm dünkte nichts schöner, als sich ihr ganz hingeben, ganz in ihr aufgehen zu können. Losgelöst von allen Banden der Gesellschaft, frei von allem Staube der Cultur und Politur ihr in die Arme sinken zu können und wie Antäus in ihrer Umarmung zur Unbezwinglichkeit zu erstarken, das schien ihm die höchste Stufe des Glück's, welche der Mensch zu erklimmen vermöge.

Keines von Beiden aber sprach diese Empfindungen aus. In Sidonien lagen sie noch zu chaotisch, ihr war es nicht möglich gewesen, sie in andere Worte, als die gelegentlichen Ausrufungen der Lust zu bringen. Heinrich aber hielt diese Entzückung seiner Frau für einen vorübergehenden Reiz, welcher sich bald verlieren werde, wenn sie täglich, stündlich davon zu zehren gezwungen sei. Er wollte durchaus nicht seine eigenen, wenn auch noch so heißen Wünsche befriedigen, wenn er dadurch Sidonien nur des kleinsten beraubte. Deshalb schwieg er und wiederlegte sich dem Plane hierher zu ziehen, obwohl ihm selbst nichts Froheres, nichts Glücklicheres hätte begegnen können.

Nach dem Essen wanderten sie wieder weiter hinaus in den Wald. Immer neue Schönheiten entfalterte er vor ihren berauschten Sinnen. Bald traten sie hinaus auf eine weite, grüne Wiesenfläche, bald umfing sie der Wald mit seinen dichtesten Schatten, eine heilige Stille umgab sie, kein Ton der Außenwelt drang in diese „heiligen Hallen,“ kein Laut des Lebens und doch lauter Leben. Sie kamen an eine wunderbar schöne Stelle. Ein grüner Hügel erhob sich in der Mitte des Forstes, sein Teppich war mit unzähligen Blumen übersät, junge, schlanke Birken, mit ihren zierlichen weißen Stämmen und dem frischen, grünen Laube bildeten den Schmuck dieses Hügels, rings umher aber standen

lauter Veteranen der Baumwelt; hundertjährige Eichen, Buchen, Linden und unterweilen eine düstere Fichte, eine majestätische Tanne. Bach und Sidonie erstiegen den Hügel. Da lag zur einen Seite ein kleiner See, rechts war derselbe von Trauerweiden und Eschen überhangen, links sah man über ihn hinweg, in das grüne Nacht des Waldes hinaus. Der See war spiegelklar und auf seiner silbernen Fläche wiegten sich, verzauberten Jungfrauen gleich, liebliche Wasserlilien und gelbe Wassertulpen auf ihren saftgrünen Blättern, während am Ufer die blauen Vergißmeinnicht ihnen sehnsüchtig mit ihren Sternenaugen zusahen, die Füßchen auch wohl hinein setzten in das Wasser, sich aber dennoch nicht weiter hinaus wagten in die Flut.

Als hätte man es verabredet, so zu gleicher Zeit setzten sich Heinrich und Sidonie auf dem höchsten Punkt des Hügel nieders, sie aber sank dem Gatten laut weinend an die Brust. Er küßte ihre Stirn, strich ihr die Locken aus der Stirn und sagte gerührt: „Beruhige Dich mein liebes Weib! Deine Aufregung ängstigt mich!“

„Wie groß ist Gott!“ rief Sidonie schluchzend. Heinrich kreuzte die Arme über der Brust und neigte sein Haupt zur Bestätigung. „Wie weise ist Gott!“ fuhr Sidonie, nachdem sie ihre Augen getrocknet, ruhiger fort. „Er ließ mich zuerst die Liebe empfinden und zeigte mir dann seine wundervolle Schöpfung. Heinrich! ohne die Liebe kann man die Größe der Natur nicht verstehen oder wenn man sie versteht, nicht ertragen. Die aufgeregte Sehnsucht nach Liebe müßte den Menschen tödten in der Natur. Wie könnte er ihre Schönheit, ihre Heiligkeit ertragen, ohne das Bewußtsein, daß sein Herz noch Schöneres, Größeres, Heiligeres birgt.“

„Die ganze Schöpfung predigt uns ja auch Liebe!“ sprach Heinrich, sein Weib in seinen Arm nehmend. „Sieh um Dich, wohin Du siehst, ist sie — nur sie. Sieh die wilden Tauben, auf jenem Baume, wie sie sich schnäbeln; höre die Nachtigall, sie singt weil sie liebt. Sieh wie die Schmetterlinge dort über den Wasser tändelnd spielen und hier zu Deinen Füßen sieh die kleine Ameise, wie sie ihre Eier an die Sonne trägt. Ja selbst die Bäume, die Blumen, die Gräser, ihr Leben ist ihre Liebe und ihre Liebe ihr Leben.“

„Und ohne die Liebe, wie todt, wie kalt, wie seelenlos wäre diese Welt! Ohne die Liebe, was wär unser Leben? O Heinrich, hab' ich denn gelebt, ehe ich Dich liebte? Ist es denn möglich, daß ich mich so weit verirren konnte, vom Pfade der Weiblichkeit? Wohl hätte ich verdient, daß mich der Schöpfer für diese Verirrung hätte büßen lassen. Und wie milde hat er mich an Deiner Hand zurückgeführt auf den rechten Pfad. O mein Gatte, wenn ich zurückblicke, wie ein Chaos von Nichtigkeiten und Verirrungen liegt mein vergangenes Leben hinter mir. Was hab' ich gethan, gesagt, gedacht, um diese furchtbar leere Stelle in meiner Brust auszufüllen. Wie hab' ich mich veründigt an der Liebe! Ich habe sie, die ich nicht finden konnte, verspottet und weil ich die Liebe nicht kannte, hab' ich die Herrschaft des Mannes über das Weib geläugnet und das göttliche Gesetz verhöhnt. An jedem Tage hab ich tausendmal gesündigt gegen die Natur. Und jetzt! Heinrich, schon seit lange ist Dein Wille mir Gesetz, denn ich liebe Dich so, daß ich nicht fasse, wie ich einst leben, sein, existiren könnte, ohne diese Empfindung, so eng verbunden ist sie mit meinem eigentlichsten Selbst. Gott weiß es auch, daß die, welche in meiner Hülle sündigte, eine Andere war als ich und darum straft er mich nicht für das Vergangene. — Thue auch Du das mein Heinrich, vergieb die Vergehungen der früheren Sidonie, die jetzige wird Dich nie mehr betrüben, sie wird immer Dein treues, liebendes, gehorsames Weib sein!“

Da Heinrich finstern vor sich hinstarrte, umfaßte sie ihn und sagte bittend: „Blick nicht so finstern mein lieber Mann, sieh, ich bin hart genug bestraft worden für meine Sünden durch Dein stetes Kranksein! Das waren Schmerzen, die nur ein liebend Weib, kein Mann beurtheilen kann. Besonders in jener Nacht, als Leonie mich aus dem Clubb nach Haus rief. O, das war ein Schmerz! Mein Herz und mein Kopf waren wie von glühenden Eisen beschwert.“ —

„Halt ein Sidonie, ich trag es nicht! Du machst mich wahnsinnig!“ schrie Heinrich und warf sich auf sein Antlitz in's Gras nieder.

Ganz entsetzt sah ihn Sidonie an: „Was ist Dir?“ rief sie. „Um Gotteswillen Heinrich ängstige mich nicht!“

Bach lachte wild auf: „Töden werd ich Dich!“ rief er, sie bei den Händen ergreifend und ihr mit furchtbaren Blicken in die Augen starrend. „Töden muß ich Dich oder selber sterben.“

„So tödte mich!“ sagte Sidonie gefaßt, obwohl sie nicht verstand, was ihn auf einmal so furchtbar erregte.

Ihre Hände sinken lassend, sprach Heinrich mit tonloser Stimme: „Dann höre mich an! Ich habe Dich oft getäuscht. In den seltensten Fällen war ich wirklich krank, ich stellte mich nur so, um Dich von jenen Abwegen zu mir zurückzuführen.“

Einen lauten Schrei ausstößend, sprang Sidonie entsezt empor und schlug beide Hände vor das todtenbleiche Gesicht, nach einer langen Pause beugte sie sich zu ihm nieder und fragte mit versagender Stimme: „Und an jenem Clubabend, wo der Schreck mich krank machte, war's auch da Täuschung?“

Matt neigte Heinrich sein Haupt. Sidonie stürzte fort. Regungslos blieb von Bach im Grase liegen, er schloß die Augen und murmelte: „Alles vorbei!“

Ein furchtbarer Schmerz wühlte in Sidoniens Herzen, sie stürzte in den Wald hinein und im ersten Augenblick dachte sie daran, in den Wellen des Sees diese tobende Glut ihres Inneren zu fühlen. Aber bald rief es in ihr: „Nein, das darfst Du nicht! Du hast kein Recht dazu, auch sein Leben zu zerstören durch die Qual der Gewissensbisse. — Wie aber leben?“ rief sie die Hände ringend. „Leben, mit diesem Schmerz in der Brust! Mit der Ueberzeugung nicht geliebt zu sein. Denn wie konnte er mich lieben, da er solch ein frevles Spiel mit meiner Angst, mit meinen Schmerzen trieb?“

Matt lehnte sie sich an einen Baum. „Ich will beten!“ sagte sie und warf sich nieder vor Gott. Sie hob all' ihre Empfindungen und Gedanken empor zu ihm und ob sie derselben gleich keine Worte zu geben vermochte, so war ihr Gebet eben deshalb um so inbrünstiger, um so wahrer. Das wahre Gebet ist ja nur das, welches unmittelbar aus der Seele, ohne die, es mit irdischen Stoffen versetzende Beimischung der Sprache, sich empor schwingt zu Gott. So betete Sidonie und noch nie ließ der Allliebende ein solches Gebet unerhört. Er senkte Ruhe und Milde in ihre Brust, sie gewann endlich die Sprache und flehte Gott um Hilfe, um Trost,

um Rath an. „Vergieb mir, was ich gesündigt und strafe mich nicht so furchtbar für meine Verirrungen!“ rief sie schluchzend. „Du bist ja die Liebe und was trägt, was duldet, was verzeiht nicht die Liebe!“ Sie hörte ihre eigenen Worte und sie klangen ihr, wie die Stimme Gottes, welche aus ihr sprach. „Vergebet, so wird Euch vergeben!“ sprach sie feierlich, sich erhebend. Die Liebe trägt, sie duldet, sie verzeiht alles? — Vielleicht wolltest Du mich prüfen o mein Gott, ob ich der Liebe würdig sei, die Du in meine Brust gesenkt, ob ich würdig sei dieser reichsten Gottesgabe, welche dem armen Sterblichen mitgegeben wird, der einzigen, die er mitnimmt in die Ewigkeit, weil sie ewig ist wie sein Selbst. O Gott, vergieb mir, daß ich Deinen Wink einen Augenblick verkannt, daß die Demuth aus meiner Brust wich und ich mich zu erheben wagte gegen meinen Herrn!“

Sie eilte zum Hügel zurück. Da lag Heinrich noch immer, regungslos wie zuvor, sein Antlitz war bleich wie Marmor und sein starres Auge ohne Leben. Sidonie setzte sich neben ihn, beugte sich auf ihn nieder und während sie seinen kalten Lippen mit ihrem glühenden Munde Leben einhauchte, strömten ihre heißen Thränen auf sein starres Gesicht. Er schloß die Augen und lächelte wie im Traum.

„Heinrich! Mein Gatte!“ sprach Sidonie leise, bittend. „Sieh mich an! O vergieb mir! Ich weiß ich habe Härteres verdient, als Du mir gethan! Ich bitte Dich, verzeih mir, daß ich dies einen Augenblick vergessen konnte!“

Langsam erhob sich Bach, sein Auge strahlte vor Glück und senkte sich in das von Thränen überströmende der Gattin. Er schlang seine Arme um Sidoniens Hals und ein langer, glühender Kuß war der Leibe, in welchen all' die Schmerzen und Verirrungen vergangener Tage zu ewiger Vergessenheit versanken. Die Veröhnung hatte das Glück noch erhöht, welches Beide in dieser wundervollen Natur empfanden; jeder Hauch von Schwermuth war aus Heinrichs Wesen verschwunden, er war froh und glücklich wie zuvor. Als die hereinbrechende Nacht endlich zur Heimkehr gemahnte, da seufzten beide Gatten. Heinrich fleidete Sidonien zur Heimfahrt an. „Aber Du hast kein Tuch um den Hals, die Nachtlust wird Dir schaden.“

„O doch, ich habe ein Tuch!“ sagte sie lächelnd und nahm von ihrem Busen Heinrichs Liebesgeschenk. „Da ruht es immer!“ sprach sie, indem sie es um den Hals knüpfte.

Wach, von so vieler Liebe bis in tiefster Seele erschüttert, warf sich wie zur Anbetung vor ihr nieder und küßte die Spitzen ihrer Füße. „Gott, Gott!“ rief er, „das Anbetungswürdigste was Deine Schöpfung in sich schließt, ist ein liebendes Weib!“

„Steh doch auf!“ bat Sidonie ängstlich, setzte aber lachend hinzu: „ich lasse mich lieber lieben als anbeten.“

„Ich will Dich lieben und anbeten bis über die Ewigkeit hinaus!“

(Schluß folgt.)

Das Schulhaus in D.

Eine hinterpommersche Skizze.

I.

In meinem achten Jahre nahm mich mein Vater einmal zu einer Landschulrevision mit. Es war Anfang Oktober, schon sehr kalt, und wir froren tüchtig auf unserm Einspänner. In dem Dorfe D. angekommen, sahen wir schon von Weitem etliche Jungen, wahrscheinlich ausgesperrt, um unsere Ankunft zu signalisiren, hin und wiederlaufen. Blöthlich riefen sie: „hoi kümmt, hoi kümmt!“ und verschwanden hinter der Thüre des Schulhauses. Mein Vater ließ langsam fahren, um den Schulkindern Zeit zu lassen, sich zum Gefange aufzustellen um so, wie das üblich war, den „Herrn Schulinspektor“ zu empfangen. In der That kam denn auch Jung und Alt Hals über Kopf zum Hause heraus, voran mit der Violine Vater I., (so hieß der Lehrer in der ganzen Umgegend) und trat vor den Zaun des bescheidenen Gemüsegartens, der das kleine baufällige Gebäude umgab. Der Präparande hatte die Nachhut, hielt auf Ordnung und ergänzte die fehlende Bassstimme. Auf der Dorfstraße standen die Weiber, hielten die Hände unter der Schürze und schauten neugierig drein. Weiterhin droßchen die Leute, hielten aber während des Singens inne mit ihrer Arbeit. Gellig kamen nun auch die Schulvorstände, einer nach dem andern dazu. — Wir waren zur Stelle. I's

Frau trug einen Stuhl an den Wagen und der Schulze stellte ihn fest hin, daß er nicht wackele. Abgestiegen und auf's feierlichste bewillkommnet, schob man uns, mich sogar als den „jungen Herrn“ (welcher Titel jedoch verboten ward,) in die erwärmte Stube, und bot einen Kaffee dar, dem der Zwieback aus der Stadt keineswegs fehlte. Während der Schulvorstand sich mit meinem Vater unterhielt, vorgewommene Schulverräumnisse mit der Roggen- oder Kartoffelernte entschuldigte, im übrigen aber zu jeder Diensthandlung „hinsüro“ sich erbötig und durchweg höchst manierlich erwies, die Lehrersfrau ab und zugin, nach Allem sah, ob's auch wo an was fehle und allen ein Täschchen aufdrang, hatte ich dummer Junge meine Augen überall. In der Stube war Alles sauber und nett, daß Spind mit den Tellern und Löffeln von Zinn bligblank und die Diele gesprengt. Die Bettstelle war hinausgebracht, Tische und Stühle sorglich gescheuert. Vor dem Fenster standen Blumentöpfe, an sie gelehnt die Sonntagspfeife und an der Wand hingen Bilder, aus Kalendern ausgeschnitten. Die Alte jagte eben die Hauskaze von der Ofenbank und ließ sie hinaus. Der Schulz kraute dem Hoshunde die Ohren; da trat des Schullehrers Enkelin herein. „Was willst Anne?“ fragte I., indem er sie bei Seite nahm. „Sollst r'einkommen zu Herrn I.“ Das war der Präparande nämlich. Vater I. ging und ich huschte mit hinter der Anne her in die anstoßende Schulstube, wo die Prüfung abgehalten werden sollte. Abgesondert saßen da die Knaben und die Mädchen. Herr I. obrsteigte noch schnell und in aller Stille einen Jungen ab, der zu spät und obendrein nicht recht gekämmt gekommen war. Vater I. ermahnte zum lauten und dreisten Antworten auf alle Fragen: da kam mein Vater sammt dem Schulvorstande. „Steht auf, Kinder,“ sagte der kleine, traurig blickende Schullehrer in sanftem, zutraulichem Ton — Vater I. kam mir höchst ehrwürdig und weit liebreicher vor, als mein Lehrer in der Stadt, bei dem ich Jacobs und Seidenstück übersezen mußte. Seine gebeugte Gestalt, der kable Scheitel, das weiße Haar um die Schläfen, das von Alter, Kummer, wohl auch von Nahrungsvorgen gesurchte Gesicht machte tiefen Eindruck auf mich. — Wir erhoben uns und das Examen begann. Zunächst kam biblische Ge-

schichte. Aber da war Frag und Antwort Alles ein Schlag. Es ging vortrefflich und wo's einmal haperte, da sagte der Präparande auch wohl vor. Mir war das wie Wasser auf's Rad, denn biblische Geschichte hersagen war mein Liebsteß. Ich weiß noch, daß ich der Anne bei mancher Stelle, auch wenn sie's wußte, vorsagte. Die Anne, ein lebhaftes Ding und nach ihrer Weise gar niedlich aufgeputzt gefiel mir überhaupt über die Maassen. — Mein Vater schien höchlich zufrieden mit Lehrern und Schülern. Am Ende fing er selbst an zu examinieren, examinirte eine ganze Stunde lang und konnte gar nicht aufhören damit. Er ward immer freundlicher gegen die Schulkinder und sagte zum Schluß, Vater F. auf die Schultern klopfend: „Kinder, ihr habt einen braven Lehrer, dafür könnt ihr Gott nicht genug danken, bleibt nun aber auch immer so fleißig und auf rechten Wegen!“ Dem braven Lehrer liefen dabei die Thränen über die Backen, auch mein Vater ward gerührt und wie Gott den Schaden besah, war Schulvorstand, die anwesenden Eltern, Vormünder, Geschwister, Alles, was drum und dranhing, gerührt und hatte Wasser in den Augen. Im hintersten Winkel saß auch Vater F.'s Frau, hielt die Schürze vor'm Gesichte und schluchzte vor Freuden. — Ich dachte schier, nun müßte der arme Landschullehrer doch wenigstens einen Orden und Zulage kriegen, denn verdient hätte er wohl beides. Ich legte mir auch einen Vortrag deshalb in Gedanken zurecht, den ich meinem Vater darüber halten wollte, und konnte die ganze Prüfung über den Vortrag nicht los werden.

Zum Schluß wurde ein Choral gesungen. Ich sah mit der Anne in ein Buch ein. Die aber war neckisch, sie hielt just immer auf der Stelle den Finger, wo ich lesen wollte und mich ärgerte das nicht wenig.

Als wir von D. wieder fortfuhren, schien der Mond, am blauen Himmel hingen die Sterne. Wunder schön lag die Landschaft mit dem See, seinen buschichten Buchten und Inseln, ringsum die Berge, die fernern Dörfer und Barnings vor uns und als wir über die Brücke kamen, spielte der Mondstrahl auf den kleinen Wellen des Flusses.

Diese Fahrt habe ich nie wieder vergessen

können und sie macht eine der schönsten Erinnerungen aus meiner Kindheit aus.

2.

Jahre sind seitdem verflossen. Ich habe die Schulklassen durchlaufen, die Universität hinter mir und befinde mich jetzt als Jurist in einer bestimmten, praktischen Thätigkeit. — Auf einem meiner Spaziergänge, es war im Monat November d. J. und naschkaltes Wetter, geriet ich, mich an dem ersten, dem besten Ofen zu erwärmen, wiederum in das Schulhaus zu D. Da ich ohne weitere Absicht dahin gekommen, so berührte der plötzliche Anblick des mir aus früher Jugend so wohlbekannten Gartens, des Hauses und der Stube mich auf gar eigene Weise. Ein junges Weib war eben mit Kartoffelschälen beschäftigt. Mich bewillkommend rückte es den Korb aus dem Wege, wuschte sich die Hände an der Schürze ab und bat, mich zu segnen und ihr doch die Ruhe nicht mitzunehmen. An der Wiege saß ein etwa 8jähriger Junge, hatte seine Rechen tafel auf dem Schooße und wiegte seine kleine Schwester. Ich ließ mich mit dem Weibe in ein Gespräch ein, und erfuhr, daß sie ihren Vater nie gekannt, die Mutter mit dem vierten Lebensjahre, auch ihren Ehemann bereits verloren und mit ihm vier Kinder habe und seit einem Jahre wieder, wie ehemals, hier bei ihrem Großvater haufe. Sie erzählte dies trübseligen Tones und ich mochte nicht weiter fragen, denn ich merkte wohl, daß es im Hause nicht aufs Erwünschteste stehe, ließ vielmehr meinen Gedanken ihren Lauf und blies, mich in den Traum vergangener Zeiten versenkend, den Dampf meiner Cigarre so vor mich hin. Mittlerweile war ein 9jähriger Junge herbeigekommen, verlangte seine wollene Jacke und sagte mürrisch: „Mutter, die Bleß will gar heute nicht fressen.“ „Dann geh und ruf Großvater an,“ antwortete das Weib, „daß der nach der Bleß sieht.“ — Die Thür ging auf: der Alte kam. Es war Vater F., zwar steinalt, aber noch immer auf den Beinen. — Es ward nun über dies und das gesprochen: die Cholera, die Theuerung, den Türkenkrieg, schließlich über F.'s Verhältnisse. Ich erfuhr Folgendes. Es ging dem alten Manne sehr traurig, 70 Thlr. Gehalt reichten

nicht zu, um ihn und seine starke Familie zu ernähren. L.'s Frau war todt, er noch immer in Amt und Würden, hatte aber seinen Sohn bei sich, der den Unterricht meist abhielt. Als ich ihn fragte, ob er sich meines Vaters noch entsinne, fuhr ein Strahl seliger Freude ihm übers Gesicht. Nachdenklich strich er mit der Hand über die Stirn und rings um das Käppchen, das seinen kahlen Kopf bedeckte. „Seitdem hat's manchen Gram und manches Leid gegeben in meinem Hause,“ sagte er. „Schade, daß die schönen Zeiten schon lange nicht mehr sind. Aber setzen Sie sich doch, lassen sich's doch erzählen.“ — Greise sind redselig und wahrhaftig, ich hörte dem Vater L. lange zu. „Es ist schlimm, sehr schlimm,“ sagte er, „wenn die Jungen nicht so einschlugen, wie man gerne will.“ Ich erfuhr nun, daß manch einer der Knaben, die ich bei jener Schulprüfung gesehen, jetzt verheirathet und in guten Umständen, manch einer verwildert, dem Trunk ergeben ist und 3 davon — sitzen auf dem Zuchthause. Schmerzliches Lächeln schwebte um die Mundwinkel des Greises, als er auf letzteren Umstand kam. „Ja, ja, jeder ist seines Glückes Schmied. Auch meiner Enkelin Mann“ — fuhr er gedehnt fort. Er hielt inne — dann seufzte er: „ich hatt' es wohl gut im Sinn mit dem Knaben.“ — Das Auge voll Thränen wandte er sich ab, seine Wehmuth zu verbergen. „Soviel fremde Kinder zur Rechtschaffenheit erzogen und mein eigenes Kind mußte schlecht werden,“ fuhr er fort. — Um den armen Mann auf etwas Anderes zu bringen, fragte ich, wie lange denn der Anne Ghemann schon todt sei. „Todt!“ antwortete der Landschullehrer langsam, als schäme er sich seiner eigenen Worte. — Das Weib schielte verstoßen nach uns herüber und ging dann hinaus. „Nicht todt, aber seit einem Jahre auf dem Zuchthause.“ Die letzten Worte betonte er mit herzerreißender Bitterkeit.

Ich sah wohl, es war dasselbe Auge, das heute wie damals Thränen vergoß, aber es ist nicht dasselbe Herz mehr, wie früher, das heute weint. —

Ich verabschiedete mich bald und ging schnellen Schrittes der Stadt zu. Es war mir unmöglich, bei der Dunkelheit die Gegenstände um mich zu unterscheiden. Ich kam zwar über die Brücke, über

die ich und mein Vater damals fuhren, hörte wie früher den Fluß rauschen, aber die alten lieben Bilder von ehemals erschienen nicht wieder und auch die Rückerinnerung an jene Prüfung ist nun nicht mehr dieselbe, vielmehr verwischt durch den Eindruck, den die jetzigen Verhältnisse im Schulhause zu D. auf mich hervorgebracht haben.

rt.

Gedichte.

Tagebuchblätter von Adolph Stern.

I.

Mit Gedichten.

An Agnes.

Nun da der Lenz mit grünen Armen
Die alte Erde neu umfängt,
Und seiner Sonne Strahl den warmen,
Bis in das tiefste Dunkel drängt,
Nun fällt ein Schein auch goldnen Lichtes
In jedes Herz von Nacht umweht,
Nun wird die Welt auch des Gedichtes
Vor meinem Blicke neubelebt.

Nun seh' ich in der Zeiten Blättern
Die kalt euch scheinen, grau und todt,
Die staubigen vergilbten Lettern
Vor meinem Auge rosigroth,
In der Vergangenheit Gefilde
An alter Sage frischem Born,
Verweben sie sich mir zum Wilde
So Leid als Freud, so Lieb' als Zorn.

Die Bilder nimm, wie ich sie bringe,
Und wie Dir alles gelten soll,
Was je ich schaffe oder sänge:
Als warmen Dankes schwachen Zoll!
Dein sind zwei köstliche Juwelen,
Von ihnen gönnt Du mir den Strahl,
Der Blitz des Geists, der Hauch der Seele,
Vermählten sich in Dir einmal!

Wenn ich da lag in Trübsalsbanden,
Wenn jede Freude mir geraubt,
Du hast allein mich noch verstanden,
An Dich allein hab' ich geglaubt!
Du scheuchtest sie von mir die Franken,
Die finstern Schatten, — gabst mir Ruh:
Und hab dem Schicksal ich zu danken
So bist des Schicksals Votum Du!

2.

Daß ich die Zweifel nicht besiegen.

Daß ich die Zweifel nicht besiegen,
 Daß Bangen nicht verschrecken kann,
 Daß zwischen Furcht und Hoffnung liegen
 Ich muß in Deiner Augen Bann,
 Daß ich nicht mehr die Kraft behalten
 Zu gehen wo kein Bleiben nützt,
 Ein neues Sein mir zu gestalten
 Von milderem Gestirn beschützt,
 Daß muß auß' neu' ich täglich klagen,
 Und doch! — ob's in mir grollt und ringt —
 Ich scheue mich das Wort zu sagen,
 Daß die Entscheidung endlich bringt.

3.

Frühlingsnacht.

Und wieder liegt ob allen Thalen
 Die Nacht, verhüllend Wald und Trift,
 Und myriadenfach zu strahlen
 Beginnt des Himmels Räthselschrift.

Und wieder schmiegt der Stille Oden
 Sich um des Erdballs starres Erz,
 Und wieder gehn des Friedens Boten
 Durch alle Welt und jedes Herz!

Da schweigt auch wieder der Gedanke
 Der sehnsuchtsvoll das Ferne faßt,
 Daß er sich um das Nahe ranke
 Ob er vergeht in trüber Hast:

Es schlummern ein die heißen Triebe,
 Die sonst mir stets die Brust durchwehn,
 Sie müssen vor dem Drang nach Liebe,
 Dem höchsten Drang in Nichts vergehn!

Giulio Romano's Begegnung.

Unter dichten Laubgewinden
 Einer malenrünen Buche,
 Wo hindurch den Weg zu finden
 Selbst die Sonne nie versuche,
 Liegt im Maiesmorgenthau
 Eine frische holde Maid,
 Purpurroth und weiß ihr Kleid,
 Schönste Blüt' auf Lenzesau.

Weiß und purpurroth die Wangen,
 Aus dem offenen Geistesfuge
 Ihres Auges, sanft verhangen
 Von der Wimper, leuchten Blitze.

Wie der Sterne heit'rer Glanz
 Mir ins Herze sich ergießt!
 Wie das Haar sie frei umfließt,
 Leicht gezähmt vom Rosenkranz.

Ich erbebe und bedenke:
 Amor! kannst Du nimmer lassen
 Deine losen süßen Ränke? —
 Mußt verfolgend mich umfassen
 Bis hinaus zur Einsamkeit,
 Wo vor Leidenschaften ich
 Und der Lockung Reiz entwich,
 Suchend Ruh nach Kampf und Streit?

Da erhebt die Maid sich sachte
 Und als hätte sie gelesen,
 Was ich tief im Herze dachte;
 Kleidet nun das Zauberwesen
 Gold in Lächeln ihr Gesicht:
 „Sei nicht bang um Deine Ruh
 Einmal lächl' ich nur Dir zu,
 Sieh mich an — ich kehre nicht!“

Spricht's und schwebt auf leichten Sohlen
 Durch des Wiesengrundes Mitte,
 Und ich folg' ihr nach verflohen —
 Doch sie fügt zu Tritten Tritte;
 Ferner weht das Gold des Haar's
 Nimmer wendet sie den Blick
 Auf die eigne Spur zurück,
 Und ich sprach: Die Jugend war's!

Anna Köhn.

Ueber Beethoven's Musik zu Egmont.

Von

Franz Liszt.

Wenn Zeiten im Anzuge sind, in welchen die Kunst eine durchgreifende Umwandlung erfahren, einen großen Fortschritt machen, sich mit bisher ungeahnter Macht und Gewalt in neuen Gleisen bewegen soll, so wird ein solcher großer Moment meist durch vorbedeutende Zeichen kundgegeben. Selten aber ahnt die Menschheit den prophetischen Sinn solcher Zeichen im Augenblick, wo sie sich offenbaren, vielmehr werden sie eher als einzelstehende Ereignisse, ja oftmals als anormale Erscheinungen, als mehr oder minder anziehende Phänomene betrachtet. Erst wenn die Sonne eines solchen neuen Tages schon hoch am Himmel steht, erkennt man, daß die zerstreuten Strahlen, welche wie ein Morgenroth das Licht verkündeten, alle von ein und demselben Brennpunkt ausgingen.

Solche und ähnliche Gedanken regt in unsren Tagen eine Aufführung vor Göthe's *Ernani* mit Beethovens Musik an. Wir sehen hier eines der ersten Beispiele moderner Zeiten, daß ein großer Konkünstler unmittelbar aus dem Werk eines großen Dichters seine Begeisterung schöpft. So unsicher und schwankend uns das Auftreten Beethovens in diesem ersten Versuche erscheinen mag, so kühn und bedeutsam war es zu seiner Zeit.

Im alten Griechenland war die Vereinigung von Dichtung und Musik eine so innige, daß Gedicht und Gesang gleichbedeutend und gleich benannt waren. Das Epos war in Gesänge eingetheilt. Eine Art unbestimmten Instinkts, den wir wohl fast bei allen Völkern wahrnehmen, ließ diese gleiche Benennung beinahe überall und immer fortdauern. In Griechenland bestimmte und erheischte die Natur der Sprache und Musik diese Vereinigung. Ganz von selbst löste der Rhythmus von der Sprache sich ab und bildete das wesentliche Element der Musik. Gelehrte Hellenisten versichern, daß wir in den uns erhaltenen Werken eines Aeschylus und Pindar bloß einen Abglanz ihrer ursprünglichen Schönheit besitzen, indem sie unsren staunenden Geist zur lebhaftesten Bewunderung drängen, ohne unser Ohr in demselben Maße entzücken zu können, da uns nicht einmal Fragmente geblieben sind, aus denen wir auf Beschaffenheit des musikalischen Theiles dieser Meisterwerke zurück schließen könnten, auf welchen gleichwohl die Zeitgenossen so großes Gewicht legten. Wir vermögen über die Musik des Alterthums nur mehr oder minder gelehrte, aber immer trockene Conjecturen zu bilden, während es keinem Zweifel unterliegt, daß der Antheil der musikalischen Kunst nicht gering sein konnte an der lebendigen Einwirkung der dichterischen Heroen jener Zeit. Später verfiel die Musik in eine Art Barbarei, nach welcher sie Jahrhunderte brauchte, sich eine neue Form, ein neues Medium zu bilden. Anfangs ausschließlich dem Cultus geweiht, fand sie erhabene Klänge, die gleichwohl nur noch erst im Vollen waren in der neuen Sprache, welche sie sich schuf. Während des Mittelalters bildete sie allmählig ihr Idiom; die Harmonie gewann festen Boden. Als sie nun reich genug, wohlgeordnet, hinreichend organisch construirt war, um der Idee zu dienen, blieb der Ausdruck derselben anfänglich specifisch musikalisch, insofern man in Gesängen, welche für die Oper geschrieben wurden, (ohne von den wunderlichen Dingen zu reden, welche die Geschichte von der Kirchenmusik uns erzählt) die einzige Sorge auf die Musik verwandte und sich begnügte, Sinn und Charakter derselben nur eben angefahr den Worten anzupassen. Nur sehr langsam erwuchs ein Bedürfnis nach wollautenden Versen. Fand man hier und da mit den äußerlichen Eigenschaften des Rhythmus und Wohlklanges schöne

Gedanken oder anmuthige Bilder in Versen vereinigt, so war dies eher ein glücklicher Fund, als daß man mit Vorbedacht danach gestrebt hätte. Die Musiker selbst waren nach wenig Seiten hin ausgebildet, und meist unerfahren in Dingen, die über den Kreis ihrer Kunst hinaus lagen. Einerseits waren sie von den Studien ganz in Anspruch genommen, welche erforderlich waren, die ziemlich chaotische Masse von unentbehrlichen und schwer zu erlernenden Kenntnissen zu überwältigen, andererseits war in ihnen ein ausschließliches, leidenschaftliches Gefühl vorherrschend, welches verlernte anders als durch die Inspirationen ihrer Kunst sich kund zu geben. Letztere machte außerdem angestrengte mechanische Uebungen nothwendig, so daß die Musiker gewissermaßen mit ihrem Verstand, ihrer Seele und ihrer Zeit sich in das Tonmeer versenken mußten, dessen Stürme und Herrlichkeiten in ihrem Geiste nur Raum ließen für die nöthigsten Angelegenheiten der Wirklichkeit. In dem Maße aber, als alle jene angehäuften Elemente in zusammenhängende Einzelheiten sich trennten, in verschiedene Zweige sich sonderten, in gewisse Arten und Gattungen sich theilten, deren Kenntniß für die Einen leichter zu erringen, für die Andern entbehrlicher wurde, emancipirten sich die Musiker mehr und mehr von der ausschließlichen Herrschaft ihrer Beschäftigung, sie hörten auf gänzlich von der Welt absorbiert zu sein.

Die nicht vorurtheilslose Meinung, daß genie- und talentvolle Menschen ihre Befähigung nicht nach mehrfachen Seiten geltend machen können, welche Ihren populären Ausdruck in dem Sprichwort findet: „Schuster bleib bei deinem Leisten,“ halten wir unsrer Seite nicht für gänzlich berechtigt. Genie und Talent, so augenscheinlich speciell beide sind, offenbaren sich immer nur in Köpfen, welche abgesehen von ihrer Specialität, wohlorganisirt sind. Möchten sie auch die Anwendung ihrer Fähigkeiten auf andere Gegenstände, als ihr eigentliches Fach, vernachlässigen, die Biographien berühmter Männer beweisen hinlänglich, daß, wo nicht Charakterfehler die Eigenschaften des Geistes verdunkelten, es gerade den ausgezeichnetsten Fachmenschen niemals an Vielseitigkeit gefehlt hat. Allmählig hörten auch die Musiker auf bloß in ihrer idealen Welt zu leben. Sie gelangten dann dazu über die specielle Ausübung ihrer Kunst hinaus, für geistbegabte Menschen gehalten zu werden. In unsrer Zeit hat man nicht nur gänzlich aufgehört die Musiker für seltene curiose Phänomene zu halten, die halb Cherubime sind, welche die Sterblichen himmlische Gesänge vernehmen lassen, halb Dummköpfe, denen man mit der zweideutigsten Behandlung oder mit unzweideutiger Mißachtung im gewöhnlichen Leben begegnet. Man anerkennt in ihnen Menschen welche der moralischen Verpflichtung nachkommen, ihren Geist gründ-

lich zu bilden, allgemeine vielseitige Kenntnisse zu erwerben und es giebt ihrer, die mit dem Wort eben so gewandt als mit Tönen umzugehen wissen. Gleichzeitig macht sich die Musik allmählig alle literarischen Erzeugnisse in jeder Form zu eigen. Im Theater, im Concert, in vocalen und instrumentalen Compositionen bemächtigt sie sich durch Uebertragung, Auszüge, Motto's, Devisen, Titel, Programme aller Rundgebungen der Poesie im Gedicht, im Drama, in der Lyrik, im Roman. Kaum irgend einen Moment des modernen poetischen Lebens läßt sie sich entgehen, während sie bis in's tiefste Alterthum zurückgehend nach Stoffen forscht. Den Völkern des Orients wie denen des Nordens ringt sie Vorlagen und Farben zu ihren Tongebilden ab. Ein vollfluthender magnetischer Strom verbindet die beiden Formen menschlichen Denkens und Fühlens: Poesie und Musik. Die Literatur, wir wissen es, maßt sich noch immer eine gewisse Ueberlegenheit über die Musik und besonders über die Musiker an, aber schon steht sie sich gezwungen, klingend an das Wappenschild ihrer alten Privilegien zu schlagen, um sie in Erinnerung zu bringen. Die musikalische Presse wird immer thätiger und wirbt geschickte Interpreten. Schon findet der Journalismus eine seiner ergiebigsten Quellen in der musikalischen Polemik, und die Repräsentanten verschiedener Parteien, Neuerer und Reactionäre, schmieden sich wohlgeschweifte, feingearbeitete Waffen. Das unmittelbare Resultat dieser plötzlichen Erhöhung des geistigen Niveau's musikalischer Kunst sehen wir darin, daß von nun an Dichtungen, welche kein höheres Ziel verfolgen als Sylbenlaute dem musikalischen Gefühlsausdruck anzubequemen und bloß singbaren Text für die Intonation der Sänger zu liefern, den bedeutenden Componisten nicht mehr genügen können und diese edlere Stoffe für ihre musikalische Conception suchen.

Während Schubert seinen Genius an das Vorzüglichste wandte, was die deutsche Lyrik geleistet hatte, erfaßte Beethoven mit sicherem Griff die Tragödie selbst. Mag der Versuch uns auch unvollkommen erscheinen, er war von einer nachhaltigeren Wirkung als die tastenden Verbesserungen, durch welche man die Operntexte aus ihrer früheren Wichtigkeit zu ihrem jetzigen Gebahren führte. Schubert's Aufgabe ist im Einzelnen vollständiger gelöst als die Beethoven's, nichts desto weniger war es dem Versuch desselben Egmont vorbehalten, ein fernhin treffender Pfeil zu sein, dessen Tragweite vielleicht der Genius kaum ahnte, der ihn abschnellte. Wagner begnügte sich nicht mehr damit, die Meisterwerke der Poesie theilweise für die Musik in Anspruch zu nehmen. Er vindicirt unserer Zeit eine Renaissance der griechischen dramatischen Kunst mit anderen Formen und anderen Reichthümern, eine Wiederherstellung jener unauflöflichen normalen und

beide Theile beglückenden Verbindung von Drama und Musik, eine Verbindung, welche ein gänzlich unvermeidliches Aufgehen des einen in die andere war.

Da wir den Namen Wagner citirt haben, indem wir von Egmont sprachen, so erinnern wir zugleich daran, daß jener, ehe er musikalische Studien gemacht hatte, lebhaft den Beruf zum Drama in sich fühlte, und in mehreren Tragödien, die er schrieb, Shakespeare'schen Vorbildern nachzuringen trachtete. Eine Vorstellung des Egmont aber war es, die ihm plötzlich die ganze Gewalt und Kraft erfassen lehrte, durch welche die Musik den dramatischen Ausdruck zu erhöhen vermöchte, und alsbald reifte der Entschluß in ihm, die Tonkunst stoßlich zu bewältigen, um in einem Athemzug sich als Dichter und Musiker zu bezeugen. Bald ward es ihm klar, wie ungenügend der Antheil ist, welchen Beethoven der Musik am Drama giebt, und wie sehr es den Zweck verfehlt, das ganze musikalische Interesse in Zwischenacte zusammen zu drängen, welchen das Publikum, durch antimusikalische Interessen abgespannt, nur ein unaufmerksames, zerstreutes Ohr leiht.

Antimusikalisch sagten wir in Bezug auf Egmont, und es ist dieser Ausdruck gerechtfertigt, da die hervortretendsten Vorzüge des Werkes sich vor allem an die Reflexion wenden. Die Regentin, Macchiavell, Alba, Dranien sind die gewichtigsten Charaktere des Stückes, und die Schönheiten dieser Porträts dürften kaum zu denen gehören, welche die Musik vorzugsweise aussucht, um sie durch den ihr eigenthümlichen Glanz zu erhöhen. Außer den Scenen, in welchen die genannten Charaktere auftreten, sind diejenigen am treffendsten, in welchen der Poet zur Darstellung bringt, welcher eitel vergänglichlicher Schaum die Popularität ist, wie viel haltloser selbst als der Strohalm, nach dem der in den Wellen Versinkende haucht. Der eigentliche Charakter des Stückes ist also durchaus politischer Natur. Wir übersehen nicht, daß die in das Drama eingeflochtene Liebesepisode ihm hauptsächlich die Anziehungskraft verleiht, welche es fortwährend auf dem Repertoire erhält; doch ist dies kein Grund, sie in den Augen Derjenigen als den vorzüglicheren Theil des Stückes gelten zu lassen, welchen das Bühnende nicht zu gleicher Zeit ein Beweis für das Vortreffliche ist. Sanct Augustin definiert die Tugend*): Maaß und Ordnung in der Liebe. Dürfte man nicht annehmen, daß in der Kunst die Vollkommenheit als Maaß und Ordnung im Schönen**) zu bezeichnen ist? Um nun die mannichfaltigen Schönheiten, mit welchen Goethe

*) La vertu, c'est l'ordre dans l'amour.

**) En fait d'art, la perfection c'est l'ordre dans les beautés.

den politischen Theil seiner Tragödie ausgestattet hat, richtig zu würdigen, muß man die Geschichte und die Personen jener Zeit genügend kennen; gerade aber diese Kenntniß läßt eine Liebe, wie die zwischen Egmont und Klärchen, als einen unverföhnlichen Anachronismus in dem Leben dieses Ersteren erscheinen. Die herrliche Scene, in welcher das junge Mädchen den schönen Grafen im ganzen Glanze seines Hofcostüms bewundert, rührt uns innig in Walter Scott's Roman,* wo die bescheidene Geliebte sich für den einzigen Gegenstand der Neigung des jungen Leicester hält. Aber die Altersverschiedenheit zwischen Egmont und Leicester führt eine ähnliche Verschiedenheit des Eindrucks mit sich, welchen die beiden Liebescenen im Roman oder in der Tragödie auf den Leser oder Zuschauer machen. Die Liebe Egmont's, der zur Zeit der Catastrophe, welche sein Leben endete, füglich einen Sohn im selben Alter wie Leicester in der Periode seines Liebesverhältnisses zu Amy Robsart haben konnte, wird immer eine peinliche Dissanz im Geiste des geschichtskundigen Zuschauers erregen welcher sich fragt, wie es möglich war, daß Egmont so jugendlich leichtsinnig verliebt gewesen sein sollte, ohne als Familienhaupt den Seinigen auch nur einen Augenblick des Gedankens zu weihen? — Die der Darstellung des Liebesverhältnisses gewidmeten Scenen sind gewiß in ihrer Art eben so vortreflich als die politischen. Die Zusammenstellung beider ist es, welche den nothwendigen geistigen Einklang unangenehm stört. Die hingebende Anmuth im Geliebten Klärchens verführt uns, und wir lieben ihn nicht minder als sie, so lange wir ihn in ihrer Nähe erblicken. Alba und Dranien gegenüber verschwindet dies Interesse; die Eigenschaften, die er dort entwickelt, gehören der Adoleszenz an. Wenn es betrübend ist, eine Frucht vom Wurm zernagt zu sehen, ehe sie zur Reife gelangen konnte, oder einen Jüngling, welchem aller Glaube an menschliche Güte und Gerechtigkeit abhanden gekommen ist, so gewährt ein Mensch in vollständig reifem Alter, welcher eine unverzeihliche Naivität bewahrt und als ein Opfer seiner eigenen Unklugheit, seines chimärischen Vertrauens fällt, ein mindestens eben so peinliches Schauspiel. Dieser constitutionelle Heroe, welcher die Freiheit in den Zügen seines Klärchen träumt, erscheint uns zu sehr als ein unreifer Jüngling in seiner arglosen Unerfahrenheit. Nichts destoweniger fühlt sich das Publikum, welchem vereinzelte Gemüthsbewegungen genügen, gerade von den Liebescenen, von der Vision im Kerker angezogen, während man meistens aus dem politischen Theil der Tragödie, also dem bedeutsamsten, bei den Auführungen mehrere wichtige Scenen wegläßt, oft so-

*) Kenilworth.

gar Charaktere wie Margarethe und Macchiavelli gänzlich streicht, wie z. B. auf der Dresdner Bühne. So ließ auch Beethoven, der Strömung der Majorität folgend, die historische Seite des Stückes unbeachtet. Die reine und wahre Leidenschaft, wie sie in Klärchen's Herzen glüht, und in den dem musikalischen Ausdruck so angeeigneten Liedern empor-sproßt, electrifirte ihn, so wie auch, und vor allem mit die Hingebnung an die Freiheit, welche bei ihm mit dem in jener Epoche so geweckten und in seinem Herzen besonders lebendigen Gefühl deutsch-nationaler Unabhängigkeit zusammen traf. Dieses Gefühl erhebt sich besonders in der herrlichen Schlußapothese der Ouvertüre. Beethoven begann, indem er diese Fragmente componirte, der Kunst einen neuen Weg zu bezeichnen, indem er mit mächtiger Hand den ersten Baum eines unbetretenen Waldes fällte, das erste Hinderniß wegräumte zuerst Hand an's Werk legte. Die Welt sah ohne sonderliche Aufmerksamkeit diesem ersten Schlage zu; aber die Zeiten waren gekommen, wo die Kunst diesen Weg wandeln sollte, und bald nach ihm fand sie die Bahnen hell ge-lichtet und geebnet.

(N. Zeitschft. f. M.)

Bücherschau.

Meister Ludwig Tieck's Heimgang. Novelle von Adolf Zeising. Frankfurt a. M. Verlag von Meidinger Sohn u. Comp. 1854.

Das vorliegende Buch ist eine Tendenznovelle im Styl und Art der romantischen Schule. Der Verfasser polemisirt zu Gunsten des Schönen gegen die moderne Blasphemie, Skespis und materialistischen Neigungen. Vom Sarge Altmeister Tieck's hinweg, durch mannichfache Begegnungen, durch Tischrücken und Geisterklopsen hindurch, wird ein junger romantischer Dichter — der Held der Novelle — in die Arme der Liebe geführt. Die Erzählung gewinnt hauptsächlich Reiz eben durch die verjuchte Apotheose der Romantik, der wir zwar nicht in allem beistimmen mögen, in der aber Berechtigtes und Treffendes nicht wohl zu läugnen ist.

⊙

Kaiser Heinrich der vierte. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Julius Heinisius. Berlin, Verlag von L. Steinthal.

Der Stoff des vorliegenden Dramas ist wie Armin, Faust, die Niebelungen, Agnes Bernauer u. a. einer von denen, auf welche die Poeten mit

unerschütterlicher Consequenz immer wieder zurückkommen. Allerdings ist er ein noch ungehobener Schatz, und selbst der bühnengerechte Raupach hat ohne sonderlichen Erfolg die jambische Wünschelruthe über ihn geschwungen.

Das Heinsius'sche Trauerspiel, jedenfalls das Werk eines noch jungen Talentes, giebt Raum und Anlaß zu guten Hoffnungen. Vollendet oder auch

sehr bühnengerecht ist dasselbe freilich nicht. Aber es offenbart sich darin gestaltende Kraft und frisches Leben. Die Zeichnung einzelner Charaktere ist sehr gelungen. Die Sprache läßt manches zu wünschen übrig und ist stellenweis sogar abrupt auf Dankeeart.

Die Ausstattung des Buches ist eine gute; der Verleger hat das beliebte Miniaturformat angewendet.
R. R.

Fenilleton.

Beitschwingen.

Gedichte von Emanuel Kaulf. Von dem in Leipzig lebenden Lyriker Emanuel Kaulf, dessen Productionen bisher vereinzelt in den durch Adolf Böttger herausgegebenen Anthologien, in der „Novellen-Zeitung,“ sowie in unserm Blatte erschienen, ist in nächster Zeit ein Band gesammelter „Gedichte“ zu erwarten.

Anna Löhns Iduma auf der Dresdner Hofbühne. Das treffliche lyrische Drama: „Iduma“ von Anna Löhn ist, wie wir hören, von der Intendanz des Dresdner Hoftheaters behufs der Auf- führung angenommen worden. Jedenfalls dürfte demselben, besonders wenn Frau Bayer-Bürk die Titelrolle spielte, ein günstiger Erfolg nicht fehlen. — Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit wieder, daß auch die Dresdner Hofbühne zu den wenigen Theatern gehört, an und bei denen junge Talente Unterstützung und Förderung zu finden, hoffen dürfen.

Deutsches Wörterbuch der Gebrüder Grimm. Vor kurzem wurde von dem „deutschen Wörterbuche“ des achte und letzte Heft des zum Abschlusse gelangten ersten Bandes ausgegeben. Dasselbe bringt den Haupttitel, das (nach Biow von Sichling gestochne) Portrait von Jacob und Wilhelm Grimm, die treffliche Vorrede und das reichhaltige Quellenverzeichnis. In letzterer ist zum ersten male eine Uebersicht, der in Bezug auf ihre Sprache für klassisch geltenden deutschen Autoren und Werke gegeben von Luther beginnend, und weit über Göthe hinaus bis auf die neueste Zeit (Muerbach, Eichendorff, Dahlmann &c.) gehend. Die lange Vorrede spricht sich in würdiger Weise über Wesen und Charakter eines Wörterbuchs überhaupt, und eines deutschen insbesondere aus. — Noch haben wir nachträglich zu bemerken, daß das Grimmsche Wörterbuch aus dem Verlag der Weidmannschen in den der Hirzelschen Buchhandlung in Leipzig übergegangen ist.

Reichenbach's Volksnaturgeschichte. Von Dr. A. B. Reichenbach's „Volksnaturgeschichte des Pflanzenreichs für Schule und Haus“ erscheint soeben im Verlage der Dykschen Buchhandlung in Leipzig eine zweite, völlig umgearbeitete, verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Die erste Lieferung in guter Ausstattung liegt uns vor, und enthält neben dem trefflichen Text fünf Kupfertafeln. Nach der Absicht des Verfassers soll bei dieser populären Botanik der Nutzen der Pflanzen in besondere Berücksichtigung gezogen und so das Buch hauptsächlich für den Landwirth, Pharmaceuten u. s. w. wichtig werden.

Vermischtes.

Wie man zu Bieren ein Quintett zu Stande bringt. In einer kleinen, oberrheinischen Provinzialstadt, wo man den Leuten gewichtige Programme, die weit über die Kräfte der Ausführenden gehen, in die Hände zu geben pflegt, sollte das Quintett aus Kreuzers „Nachtlager von Granada“ zur Aufführung kommen; es fehlte aber der Bassist. Man wußte sich dadurch zu helfen, daß man einen Bassisten, mit der Stimme in der Hand hinstellte, der nach dem bekannten Berliner Witzwort verfuhr: „man so thun,“ also: ab und zu den Mund wie zum Singen öffnete, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben, und so ward das Quintett, laut Programm glücklich zu Ende geführt. Das Publikum soll, zum Ergötzen des sinnigen Dirigenten durchaus nichts vermißt haben, also: probatum est!

Noch einmal Schillers Liebe in Dresden. Wir theilten in einer der letzten Nummern über Schillers Liebe in Dresden einiges mit. Diezmann bringt in seinem Buche „Friedrich von Schillers

Denkwürdigkeiten und Bekenntnisse^{*)}) folgendes Gedicht (von 2. Mai 1787) welches an Fr. von A. (Arnim) gerichtet ist.

Ein treffend Bild von diesem Leben:
 Ein Maskenball hat dich zur Freundin mir gegeben;
 Mein erster Anblick war — Betrug.
 Doch unsern Vund, geschlossen unter Scherzen,
 Bestätigte die Sympathie der Herzen.
 Ein Blick war uns genug,
 Und durch die Larve, die ich trug
 Was dieser Blick in meinem Herzen,
 Das warm in meinem Busen schlug!
 Der Anfang unsrer Freundschaft war nur Schein
 Die Fortsetzung soll Wahrheit sein.
 In dieses Lebens bunten Lottospiele
 Sind es so oft nur Nieten die wir ziehn.
 Der Freundschaft stolzes Siegel tragen viele,
 Die in der Prüfungsstunde treulos fliehn.
 Oft sehen wir das Bild, das unsre Träume malen
 Aus Menschenaugen uns entgegenstrahlen;
 Da rufen wir, der muß es sein
 Wir hoffen es und es ist Schein!

Der Freundschaft seltenes schönes Loos ist dein.
 Den höchsten Schatz, der tausenden verschwunden
 Hast Du gesucht, hast Du gefunden,
 Die Freundin eines Freund's zu sein! u. s. w.

Ueber „Schiller in Dresden“ empfehlen wir schließlich den sich dafür interessirenden Lesern G. Kühnes „Gurova“ Nr. 80. 1853.

Chinesische Barbier. Auf den Straßen von Kanton und Peking nimmt der Barbier einen bedeutenden, wenn nicht den bedeutendsten Platz ein, und mit seinen Rasirmessern und Bürsten, seinem Sessel, dem kleinen Kochofen und Wasser wandert er von einem seiner zahlreichen Kunden zum andern. Seine Dienste sind auch viel zu wichtig, als daß man sie entbehren könnte, denn nicht allein ist er ein Barbier und Haarabschneider, sondern auch Meister in der heilenden Kunst, und zugleich Shampooer aller derer, die seine Hilfe in Anspruch nehmen wollen. Da Ihr aber vielleicht nie etwas von Shampooern gehört habt, so wird Euch die folgende Beschreibung wohl unterhalten. Ein Chinese, ein ernsthafter, dicker Mann, mit einer ungewein kurzen Nase und langen Ohren, trat auf einen solchen Barbier zu, wechselte ein paar geheimnißvolle Worte mit ihm und setzte sich dann ruhig auf dessen Stuhl nieder. Der Barbier fing an, ihn mit ungemeiner Geschwindigkeit und zwar mit den flachen Händen über den ganzen Körper hin zu klatschen; dann faßte er ihn an den Armen und dann an den Beinen, und zog und rückte aus Leibeskräften daran. Bald zerrte er ihn auf diese Seite, bald auf jene Seite halb vom Stuhl herunter

*) Wir werden nach dem vollständigen Erscheinen dieses Werkes in der Bücherschau auf dasselbe zurückkommen.
 D. R.

und stieß ihn manchmal an den Kopf, manchmal an die Seite. Nun betippte er ihn wieder mit den Fingerspitzen von oben bis unten, machte ihm die Finger knacken und strich ihm die Ohren, Schläfe und Augenbraunen. Dann fing er an zu fragen, zu stechen und zu reiben; dann reinigte er ihm die Nägel an den Fingern und Zehen, schnitt ihm die Hühneraugen ab, schüttelte den ganzen Menschen noch einmal tüchtig durch, und ließ sich nun für seine gewiß nicht geringe Mühe ein sehr kleines Stück Geld von geringem Werthe bezahlen.

Es ist bei Hauden ein gedruckter Zettel zu haben. Ein Parolebefehl des großen Friedrich (vom 26. November 1752) lautet: „Es ist bei Hauden ein gedruckter Zettel zu haben, wie sich die Offiziers in der Komödie aufführen sollen.“ — Dies ist wieder eine jener unzähligen Reminiscenzen bei denen wir den Verlust Friedrichs des Großen für die Gegenwart zu betrauern haben. Nicht wie sich die Offiziers, sondern wie sich heute das gesammte Theaterpublikum aufführt, machte eine Bestimmung Friedrichs II wünschenswerth. Daß doch bei Hauden noch gedruckte Zettel zu haben wären!

Eine Allianz des Krieges mit Kunst- und Wissenschaft. Die Londoner gelehrten Gesellschaften sind in diesem Augenblicke eifrig mit einem Plane beschäftigt den orientalischen Krieg in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht auszubeuten. Für Geographen, Geologen, Botaniker, Alterthumsforscher und Maler bietet die Türkei mit ihren Nebenländern ein weites, noch nicht abgeerntetes Feld der Thätigkeit. Die englischen Zeitungen erinnern wiederholt an das ehrenvolle Denkmal, welches die Commission französischer Gelehrter sich gesetzt habe, die Bonaparte nach Aegypten begleitete und verlangen, daß England in dieser Beziehung nicht hinter seinem neuen Bundesgenossen zurückbleibe. Bei den eigenthümlichen politischen Verhältnissen Englands muß jedoch ein solches Unternehmen weniger von der Regierung, als vielmehr von der Nation ausgehen, die in dieser Beziehung eben durch die gelehrten Gesellschaften vertreten wird. Von ganz besonderen Nutzen hat sich auch hier die Photographie bewährt, indem es einem jungen Photographen, M. Gaiott gelungen ist, am Bord des Dampfers Hecla in der Ostsee getreue und klare Ansichten der Küsten und namentlich der Küstenbefestigungen aufzunehmen, während das Schiff fünfzehn Knoten in der Stunde machte. Es ist daher bereits bei der Admiralität beantragt worden, die Ostseeflotte mit Photographen zu versehen.

Goethes Sammlungen. Seit dem 10. Mai sind in Weimar die Sammlungen Goethes an jedem Vormittage von neun bis zwölf Uhr dem Publikum zur Ansicht geöffnet.

Johann Beltrami. In den letzten Tagen des April dieses Jahres ist, wie die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ meldet, in Cremona der berühmte Graveur Johann Beltrami gestorben. Er war anerkannt der ausgezeichneteste Künstler, den in diesem Fache Italien und vielleicht ganz Europa aufweisen konnte. Leonardo's Abendmahl, Lebrun's Zelt des Darius, die Krönung des Götterkönigs von Nypiani, Canovas Bacchus und Merkur vor den Nymphen in der Grotte, sowie andre mit größter Kunstvollendung auf winzigen Edelsteinen ausgeführte Meisterwerke werden Beltrami's Namen der Nachwelt übermitteln.

Eine Stimme über die Stellung der Frauen in Nordamerika. Eduard Pelz, aus der Zeit des Liberalismus als Treumund Welp bekannt geworden, hat vor kurzem (Rudolstadt, Fröbel) „Amerikanische Federzeichnungen“ erscheinen lassen. Die Verhältnisse und Zustände der Union nach eigener Anschauung schildernd, sagt er auf das vielerörterte Capitel über die Stellung der Frauen kommend: „Sogar die nordamerikanische Galanterie gegen das schöne Geschlecht sieht man nach der idealen Seite hin verflucht, indem genau Unterrichtete dieselbe von vornherein nur für eine höchst nöthige Schranke gegenüber der rohesten Zügellosigkeit und thierischen Willkür erklären. Lassen wir einige Züge ins Auge. — Dort kehrt ein Farmer mit einem schwerbeladenen Fuder Heu in größter Mittagshize heim. Schweißtriefend und ermattet geht er neben seinen Pferden her. Eben tritt sein Weib mit einem Gefäß in der Hand an die Hausthür, sie war im Begriffe zum Brunnen zu gehen, um Wasser zu schöpfen. Als sie ihren Mann erblickt, setzt sie das Gefäß auf die Thürtreppe nieder und kehrt, ohne ein Wort zu sagen, in das Haus zurück. Das Wasserholen ist des Mannes Sache; dieser läßt nun sein Fuder stehen, nimmt das Gefäß, schleicht damit zum Brunnen, füllt dasselbe und trägt es dann, ohne ein Wort zu verlieren, ins das Haus an die gewohnte Stelle. In diesem Verhältnisse zeigt sich auch keine Spur irgend einer höhern Auffassung der Stellungen beider Geschlechter, nichts als Herkommen, Gebrauch und möglichst materielle Anschauungsweise. Der Mann, welcher die meiste Aussicht gewährt, einer Gattin möglichst viel Geld zum angebeteten Puz hergeben zu können, dem wird in Folge solcher Berechnung die Hand gereicht. Bestätigt sich diese Speculation nicht, so geben zahlreiche, zu ihren Eltern zurückgekehrte Frauen den Beweis, daß kein zarteres Band die

Ehe knüpft. Nicht selten lassen sogar Amerikanerinnen unter solchen Umständen ihre kleinen Kinder im Stiche.“

Ein Pröbchen Localkritik. Ein „Gelehrter der Ostpreussischen Zeitung,“ Herr Friedrich Grünhagen brachte kürzlich in genanntem Blatte eine Besprechung der jüngsten Vorführung des „Fiesko“ auf der Königsberger Bühne. In dem geistvollen Referate kommt wörtlich folgende klassische Stelle vor: „Schillers Fiesko fand bei seinem Erscheinen einen besonders günstigen Moment in den zeitlichen politischen Zuständen; erschiene das Stück heute, so würde ihm keine Republik die Bürgerkrone dafür zustellen; wir sind über die kindlichen Formfragen hinaus, wir sind mit Formen zufrieden, die die Noth nicht zur Nothwendigkeit und Bassis machen und werden diese Errungenschaft keinem abenteuerlichen Narren und politisirenden Theoretiker verkaufen. Wir haben zur Fahne des materiellen Interesses geschworen; . . . u. s. w. Schließlich heißt es: „Referent war durch die Aufführung des Fiesko so enorm hungrig, leer und nüchtern in jeder Beziehung geworden, daß er diverse Speiselocale besuchen und die kleinen Reste vertilgen mußte, um diesem Uebelstande abzuhelpen.“ — Was soll man hierzu sagen? — Nichts! „wir haben zur Fahne des materiellen Interesses geschworen“ und dürfen unsere geistige Impotenz mit aller Gemüthsruhe und Frechheit zu Markte tragen.

Die Bevölkerung von Rußland. Die neuesten statistischen Untersuchungen über die Bevölkerungsverhältnisse des unermesslichen russischen Ländercomplexes ergeben, daß die Seelenzahl des europäischen Rußland im Jahre 1850 mit Ausschluß des Militärs 62 Millionen betrug. Dies giebt auf eine Oberfläche von 95710 geographischen Quadratmeilen (der Flächeninhalt Rußlands) nur 648 Einwohner auf die Quadratmeile. Rußland ist demnach ungemein schwach bevölkert im Vergleich mit andern europäischen Staaten, in denen stets wenigstens 3000 Einwohner, in der Regel aber weit mehr auf die Quadratmeile kommen. Da man berechnet hat, daß schon seit einer Reihe von Jahren die Bevölkerung Rußlands sich um 1 Procent jährlich vermehrt, so würde Rußland am Ende unseres Jahrhunderts — seine unermesslichen Besitzungen in Asien und Amerika gar nicht mitgerechnet, deren Bewohner gegenwärtig zusammen doch wohl gegen sechs Millionen betragen mögen — ungefähr einhundert und elf Millionen Einwohner haben.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Hinz. — Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hinz in Leipzig.